

dtv

Robert Ames ist siebenunddreißig und Versicherungsmakler. Zusammen mit seiner Frau Kala und seinem Sohn Jonathan lebt er in einer unauffälligen kleinen Straße in einem ziemlich unscheinbaren Viertel von Hamilton, Ontario. An einem Freitagmorgen bricht er auf in einen ganz normalen Arbeitstag. Der Himmel ist strahlend blau, die Nachrichten haben bis zu dreißig Grad angekündigt – und doch wird vieles anders sein als sonst.

Robert lässt sich zu einer Spielerei verleiten, die er sich besser erspart hätte, stolpert auf Kundenbesuch über einen vergessen geglaubten Teil seiner Vergangenheit, wird einem gewissen Ken vorgestellt, der mit seiner Frau zu Mittag isst, und versucht, einen Streit zu schlichten, der ihn nichts angeht, bevor er sich abends aufmacht zum Geburtstagsfest seines Chefs Walter Buck, weit weg von Hamilton am See ...

Robert, der es gewohnt ist, das Leben anderer zu versichern, wird selbst Schritt für Schritt verunsichert. Seine Ehe gerät ins Wanken und während er sich dem Sog der Ereignisse nicht länger widersetzen kann, muss Robert Ames sich fragen, wo im Leben er eigentlich steht.

Ein grandioser, mit verblüffender Leichtigkeit und Eleganz geschriebener Roman.

Stefan Mühldorfer, geboren 1962, Studium der Neueren Deutschen Literatur, Redakteur für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Public-Relations-Studium, freiberufliche Tätigkeit als Filmredakteur (Dokumentationen zu sozialen Themenstellungen) und in der PR-Beratung. Stefan Mühldorfer lebt in München.

Stefan Mühldorfer

Tagsüber dieses
strahlende Blau

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher finden
Sie auf unserer Website
www.dtv.de



2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos
von gettyimages/Rosanne Olson
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13964-9

Fires – keep them burning

für Ann

Eins

Ich heiße Robert Ames und bin siebenunddreißig. Meine Frau sagt, ich sehe jünger aus. Ich weiß nicht, ob das überhaupt eine Rolle spielt. Früher war mir mein Alter egal, jedenfalls war es nicht mehr als eine einfache Antwort auf eine einfache Frage. Erst im Lauf der Jahre ist mir bewusst geworden, dass die Frage nach dem Alter tiefer geht, als einem im ersten Moment selber lieb ist: Sie ist im Grunde die Frage danach, wo man im Augenblick steht. Dabei ist das Gefährliche an der Frage, dass man nicht sagen kann, wann sie einen zum ersten Mal überrascht (nämlich dann, wenn man erkennt, dass es diesen Zusammenhang gibt); ab diesem Moment jedenfalls – ob man es sich nun eingestehen will oder nicht – hat sich ziemlich viel verändert.

Letzten Endes, so denke ich heute, geht es doch immer um das, was man erreicht hat. Das Gefühl des eigenen Erfolgs verleiht dir eine gewisse Befriedigung und Sicherheit, und über die Jahre habe ich ein ziemlich gutes Gespür dafür entwickelt, ob die Leute, mit denen ich zu tun habe, bereit sind, die Geschichte, die ich ihnen präsentiere, zu akzeptieren. Ich merke das an der Art, wie mein Gegenüber auf meine Antwort – ich bin siebenunddreißig und Versicherungsmakler – beiläufig

nickt und zusätzlich das eine oder andere wissen will, zum Beispiel, ob man Kinder hat und welche Schule die Kinder besuchen. Ein paar klare, einfache Antworten können dir hier viel Sympathie einbringen. Dabei heißt das für sich allein streng genommen noch rein gar nichts.

Ich weiß nicht, warum, aber das laue Gefühl möglichen Scheiterns steckt bei mir immer mit im Gepäck (vielleicht eine Folge meiner zu hohen Ansprüche). Nicht dass ich davor Angst hätte – meistens redet man sich ja ohnehin etwas ein in Momenten, in denen die Dinge nicht so laufen, wie man es gerne hätte. Auch ich neige dann manchmal dazu, zu pessimistisch zu sein, alles ein wenig *zu eng zu sehen*, wie man so schön sagt, und das bekommt mir in der Regel überhaupt nicht.

Vor elf Jahren, kurz nachdem ich Kala geheiratet hatte und mit ihr nach Hamilton in dieses kleine Haus gezogen bin, in dem wir auch heute noch wohnen (ihr Vater hatte uns eine beträchtliche Summe zugeschossen, um uns einen guten Start zu verschaffen), hatte ich gerade meinen ersten Job nach dem Studium ergattert, verdiente ganz ordentlich und richtete mich auf ein ziemlich normales Leben ein. Ein normal *erfolgreiches*, muss ich sagen, denn natürlich dachte ich damals nicht im Geringsten daran, dass meine Vorstellung und die Realität zwei verschiedene Dinge waren, die miteinander kollidieren konnten, und dass Entscheidungen einem auch manchmal in dem einen oder anderen Punkt aus der Hand genommen werden können.

Ich kann mir nichts vorwerfen – meine damalige Naivität hatte auch ihr Gutes. Ich glaube, ein gewisser, manchmal völlig unbegründeter Optimismus war für mich einfach Teil des Programms, auch wenn ich es selber niemals so ausgedrückt hätte. Man könnte es auch so sagen: Ich hatte eine ziemlich

gute Nase dafür, wann ein Wechsel oder eine Veränderung anstand – und meist habe ich dann ohne allzu großes Nachdenken die Konsequenzen gezogen.

Heute bin ich in vielerlei Hinsicht dickhäutiger geworden. Den Druck zur Veränderung spüre ich immer noch, trotzdem behalte ich lieb gewordene Gewohnheiten noch eine Weile bei, fast so, als wäre Konstanz ein Charakterzug, der sich lohnt, oder ein Wert an sich oder etwas, worauf man zumindest stolz sein kann. Nehmen wir unser Haus: Ich finde, Kala und ich haben hier eine gute Zeit miteinander verbracht. Wir könnten uns ein neues zulegen, ein größeres. Kala spricht schon länger davon. Und ich? Ich merke nur, dass in diesen vier Wänden eine Menge passiert ist, was sie mir ans Herz hat wachsen lassen.

Ich versuche, mein Kopfkissen so zusammenzuknüllen, dass es bequem unter meinen Nacken passt (eine Marotte von mir, die Kala beim Einschlafen verrückt macht). Aus irgendeinem Grund bin ich heute Nacht mehrmals aufgewacht und einmal habe ich mich sogar ins Wohnzimmer gesetzt und ziellos im Hamilton Observer geblättert, als würde ich nach etwas suchen, von dem ich selber nicht weiß, was es ist. Schließlich bin ich bei einem Artikel über eine Krankenschwester aus Bratislava hängen geblieben, die seit 1975 im Hospital oben an der James Street arbeitet und erzählt, warum es ihr schwergefallen ist, hier Fuß zu fassen, und dass die Patienten sie auch heute noch fragen würden, woher sie käme, dann aber mit der Slowakei überhaupt nichts anfangen könnten, eine Tatsache, die sie sehr bedrückend fand (was ich gut verstehen kann) – wer wohnt schon gern in einem Land, in dem sich niemand ein Bild von der Gegend machen kann, aus der du kommst? Diese Krankenschwester jedenfalls bewegt sich – so gestand sie – privat fast ausschließlich

in einem Kreis von Exiltschechen oder Exilslowaken, eine Konsequenz, die ich zwar folgerichtig, aber nicht unbedingt vielversprechend finde. Sonst kann ich mich an nichts weiter erinnern.

Draußen fährt ein Auto durch die Straße. Ein tiefes, sonores Blubbern schwappt in die Vorgärten, fängt sich zwischen den eng stehenden Häusern und verliert sich weiter vorn an der nächsten Kreuzung. Die Tragina Ave ist eine unauffällige kleine Straße in einem ziemlich unscheinbaren Viertel von Hamilton. Wer hier wohnt, hat sich etwas aufgebaut oder ist gerade dabei, das merkt man der Gegend an. Alte Paare, bei denen die Kinder längst aus dem Haus sind. Junge Familien, die im Sommer bis tief in die Nacht im Garten sitzen und um die Wette grillen. Blumenbeete in Reih und Glied rund um militärisch getrimmte Rasenflächen. Manchmal, wenn ich spätabends vor dem Zubettgehen eine kleine Runde um den Block drehe, überkommt mich das Gefühl, dass die Welt an diesem Ort zu einem sehr überschaubaren Platz geronnen ist.

Kala und mir ist die Eingewöhnung damals alles andere als leichtgefallen. Dabei hat uns niemand einen Stein in den Weg gelegt, ganz im Gegenteil. Man grüßte uns höflich, aber zurückhaltend, so, als wolle man erst einmal abwarten, in welche Richtung sich die Sache mit uns entwickeln könnte. Ich glaube, unsere eigentliche Eintrittskarte in diese Gegend war, dass wir geblieben sind – wie alle anderen um uns herum auch. Diese Beharrlichkeit hat jede anfängliche Skepsis uns gegenüber zum Erliegen gebracht. Es war, als sähen die Leute darin eine Bestätigung ihrer Art zu leben, so etwas wie die unausgesprochene Versicherung, dass ihr Entwurf und unserer scheinbar gar nicht so weit auseinanderliegen (auch wenn in Wirklichkeit natürlich Welten dazwischenliegen können, was ich in dem Fall sogar annehme).

Seitdem gehören wir dazu (was immer das heißen mag) und könnten hier genauso gut alt werden wie all die anderen, was Kala unerträglich findet. Ich weiß nicht, was genau sie daran stört, vielleicht ist es am ehesten das Gefühl, dass in der Tragina Ave der Puls des Lebens so langsam, unbeirrt und alltäglich schlägt, dass du ihn manchmal gar nicht mehr wahrnimmst. Hier kannst du dich in eine Vertrautheit mit den Dingen um dich herum einspinnen lassen, und wenn du irgendwann wieder herausmöchtest, stellst du fest, dass es dafür vielleicht schon längst zu spät ist.

Im Süden endet die Tragina Ave in Bartonville als Sackstraße direkt unterhalb der presbyterianischen und der katholischen Kirche, die man über einen kurzen Fußweg und eine Treppe erreichen kann. In der anderen Richtung kreuzt sie die Main Street (auf der man direkt ins Zentrum kommt und die ich benutze, wenn ich zur Arbeit fahre) und führt dann hinunter zur Barton Street, an der die Centre Mall liegt, wo Kala und ich alle Einkäufe erledigen. Unser Haus liegt im südlichen Teil, also zwischen der Main Street und den beiden Kirchen und nur ein paar Fußminuten vom Montgomery Park entfernt, wo ich mit Jonathan, unserem Sohn, ab und an ein bisschen Baseball spiele (leider bin ich kein besonders begnadeter Werfer, also schlägt er ein Luftloch nach dem anderen, und das Ganze endet damit, dass er ziemlich schnell die Lust verliert, nur um sich später zuhause bitter über mich zu beklagen).

Es ist kurz vor sechs. Kala atmet ruhig und gleichmäßig. Sie dreht mir den Rücken zu, die Decke hoch bis zu den Schultern gezogen, so, dass ich nicht einmal ihren Nacken mit den kurz rasierten schwarzen Haaren sehe. (Wenn ich hinter ihr stehe, bin ich immer versucht, sie dort zu küssen.) Dass ich vor ihr wach bin, ist nicht ungewöhnlich. Meist liege ich dann

noch ein paar Minuten im Bett und spiele in Gedanken meinen Tag durch: welche Termine anstehen, welche Gespräche ich führen muss und ob sie glatt verlaufen werden oder kompliziert.

Lebensversicherungen zu verkaufen ist ein Geschäft, das ziemlich viel Fingerspitzengefühl erfordert, schließlich zaubere ich keine weißen Kaninchen aus dem Hut, bevor ich wieder hinter irgendeinem Vorhang verschwinde, sondern nehme die Leute an der Hand und entwickle zusammen mit ihnen den schlüssigsten Weg, wie sie aus dem, was sie mitbringen, das eine oder andere machen können. Die meisten sind sich darüber wohl nicht ganz im Klaren, sonst würden sie kein so langes Gesicht ziehen, wenn sie hören, dass eine Versicherung, für die sie monatlich fünfzig Dollar abzweigen wollen, in zwanzig Jahren höchstens zwanzigtausend abgeworfen wird. In der Regel versuche ich gleich von Anfang an, die hohen Erwartungen zu dämpfen: Je früher die Realität ins Spiel kommt, desto besser. Mittlerweile kann ich sehr gut einschätzen, wie ich vorgehen muss, aber wenn mich Kunden ins offene Messer laufen lassen wollen, dann tun sie das auch. Aus irgendeinem idiotischen Grund nehmen sie meine Berechnungen persönlich, so, als hätte ich ihnen gerade gesagt, welche Perspektiven sich für ihr weiteres Leben noch ergeben könnten, und spätestens dann wird es ungemütlich.

Aber nichts von alledem steht für heute zu befürchten: ein Bilderbuchfreitag vor einem Bilderbuchwochenende (sagt der Wetterbericht). Als Erstes werde ich ins Büro fahren, mein obligatorisches Schwätzchen mit Glandis halten und ein bisschen telefonieren – *warmlaufen*, wie Walter Buck es nennt (Walter ist der Chef des Versicherungsbüros, in dem ich arbeite). »Lass dir von einem alten Hasen wie mir einen Tipp geben«, hatte Walter mir gleich zu Beginn eröffnet, nachdem er

meine Anstrengungen, ein halbwegs ebenbürtiger Geschäftspartner zu werden, ein paar Wochen mit der gebotenen Zurückhaltung mitverfolgt hatte. »Zeig den Leuten, dass das, was du im Gepäck hast, eine nützliche Investition sein kann. Wenn jemand glaubt, dass ihm das guttut, freu dich für ihn. Wenn jemand nichts davon wissen will, hak die Sache ab und schau nach vorn. Aber misch dich nicht in Dinge ein, die dich nichts angehen. Ich hab was gegen Besserwisser, Robert. Und wenn du hundert Mal der Meinung bist, dass jemand auf dem Holzweg ist – beiß dir auf die Lippen! Du bist Versicherungsmakler und kein Therapeut.«

Walter ist einen halben Kopf kleiner als ich, vielleicht eins fünfundsiebzig, mit einer untersetzten, bulligen Statur, die ihm etwas sehr Gegenwartsbezogenes verleiht (was in unserem Metier nicht von Nachteil sein muss). Noch auffälliger sind allerdings seine Augenbrauen, zwei dichte, buschige, schwarze Matten, die über der Nase fast zusammenstoßen und die hohe Stirn vom Rest des Gesichts abschneiden. Ich weiß nicht, ob es daran liegt, aber wenn Walter dich anschaut, vermittelt er dir fortwährend den Eindruck, er wüsste schon, was du ihm sagen willst, und als könntest du ihn mit nichts wirklich überraschen.

Wir beide ergänzen uns auf eine angenehm praktische Art: Walter kommt ziemlich direkt und ohne Umschweife zur Sache (Menschen, die wissen, was sie wollen, lieben ihn dafür), während ich mir leichter tue, den anderen reden zu lassen und erst einmal abzuwarten. Dagegen ist nichts einzuwenden: Jeder von uns sucht sich den Kundenkreis, der zu ihm passt, wenngleich Walter mit seiner Methode zwangsläufig ein wenig erfolgreicher ist. (Zumindest habe ich es noch an keinem Monatsende geschafft, ihn in der Gesamtzahl der abgeschlossenen Policen hinter mir zu lassen.) Viel-

leicht strahlt er aber auch einfach nur eine Sicherheit aus, die mir abgeht. Ich konnte mit seinem Rat damals im Übrigen nicht allzu viel anfangen. Erst sehr viel später habe ich verstanden, dass das einer der Gründe ist, warum er sich in seiner Branche so weit nach oben geboxt hat und schließlich dahin gekommen ist, wo er heute steht.

Walter wird dieses Jahr dreiundfünfzig – ich weiß das so genau, weil er in letzter Zeit anfängt, mit seinem Alter zu kokettieren, ein untrügliches Zeichen dafür, dass irgendetwas nicht stimmt. Heute Abend hat er Kala und mich auf ein Fest in Port Dover eingeladen (Kala ist nicht sonderlich begeistert, und so wie es aussieht, werde ich ohne sie rausfahren müssen). Er hat sich da ein lauschiges Cottage geleistet, mit Blick auf den See, dazu einen rasanten kleinen Katamaran im Hafen. Seine Frau hasst Segeln, also hat Walter im Schnitt mindestens ein Wochenende im Monat, an dem er tun und lassen kann, was er will. Es ist kein Geheimnis, dass er seine Frau dort draußen betrügt, was mir für Michelle wirklich leidtut, denn natürlich kennen wir uns, und die Vorstellung, dass ein Arbeitskollege ihres Mannes besser über intime Details dieser Ehe Bescheid weiß als die Ehefrau, behagt mir ganz und gar nicht. Persönlich bin ich der Meinung, dass Michelle diese Information bräuchte, um sich in jeder Hinsicht frei entscheiden zu können (was vermutlich der Grund ist, warum Walter sie ihr vorenthält), und es bedrückt mich, dass ich in dieser Sache ungewollt zum Mitwisser geworden bin.

Ich habe mir abgewöhnt, anderen Leuten in ihre Lebensgestaltung hineinzureden. Ich finde, das führt zu nichts; man neigt in Momenten, in denen es gut läuft, ohnehin dazu, sein eigenes Konzept zu verallgemeinern (als ob es das allein Seligmachende sei). Walter macht es mir mit seinem Verhalten gegenüber Michelle allerdings nicht leicht, was dazu geführt

hat, dass ich auch schon mit Kala darüber gesprochen habe. Natürlich sind wir zu keinem befriedigenden Ergebnis gekommen. Kala hätte es, glaube ich, begrüßt, wenn ich einen unmissverständlichen Akzent gesetzt hätte. Einen, der in der Folge ein paar persönliche Nachteile nach sich zieht, dadurch aber im Endeffekt nur noch an Glaubwürdigkeit gewinnt. Alles in allem also eine Geschichte, die du dir guten Gewissens für deine Kinder aufhebst, um ihnen die Wichtigkeit eines eigenen Standpunkts zu verdeutlichen. Eine Geschichte, die dir – wenn du es einmal brauchst – mit etwas Glück sogar den Glauben an dich selbst zurückgeben kann. Mit anderen Worten: Kala findet, dass ich mir einen neuen Job suchen sollte. Das erscheint mir aber entschieden zu hart. Ich bin der Meinung, dass die Sache zu privat und zu persönlich ist und deshalb für Konsequenzen dieser Art denkbar ungeeignet. Außerdem fühle ich mich in meiner Arbeit wohl. Warum soll ich Walters Problem zu meinem machen? Das zu akzeptieren, fällt Kala, glaube ich, ziemlich schwer.

Natürlich bedaure auch ich, dass es überhaupt so weit gekommen ist. Walter und ich reden normalerweise nicht über allzu viel Privates, und wenn, dann auf einer unverbindlichen Ebene, bei der man selber bestimmt, wie viel man von sich preisgeben will oder nicht. Das ist genau die Mischung, die ich brauche. Ich halte nichts davon, mein Privatleben in die Arbeit hineinzuziehen. Ich will mich nicht verpflichtet fühlen und mute das auch keinem anderen zu. Wenn ich jemanden nicht ausgesprochen sympathisch finde, halte ich mich mit persönlichen Bemerkungen sehr zurück, denn oft ziehen sie eine aufgesetzte, künstliche Art von Vertrautheit nach sich (je intimer der Gesprächsgegenstand, desto schlimmer), eine Vertrautheit, die man ursprünglich nie und nimmer haben wollte und die einem dann noch lange nachhängt (wie

ich überhaupt finde, dass Intimität und Nähe manchmal eine ziemlich einseitige Angelegenheit sind).

Walter ist da keine Ausnahme. Natürlich lernte ich irgendwann seine Frau kennen und er meine, wir halten uns auf dem Laufenden, was die Kinder so treiben (Walter hat einen Sohn, der sechzehn ist und anscheinend nicht besonders viel von ihm wissen will) oder was am Wochenende los war, mehr nicht. Dabei lassen wir es bewenden, und das ist auch gut so. Dann, vor vielleicht einem Jahr, ging mit Walter eine Veränderung vor. Am Anfang fiel mir nur auf, dass er scheinbar grundlos meine Nähe suchte. Er klopfte mir des Öfteren auf die Schulter (was er bis dahin nie getan hatte), überhaupt wirkte er seltsam euphorisch. Gleichzeitig machte er den Eindruck, als wolle er etwas mit mir teilen, könne sich aber irgendwie nicht dazu entschließen, darüber zu reden.

Eines Montags, hinter mir lag ein unschönes Wochenende (Kala und ich waren uns wegen eines Telefonanrufes ihrer Mutter, bei dem sie in den üblichen dünnen Worten ihr Kommen ankündigte, furchtbar in die Haare geraten, woraufhin ich die Nacht in stummem Protest auf der Couch im Wohnzimmer verbracht hatte), tauchte Walter damals in meinem Büro auf, wanderte um den Schreibtisch herum zum Fenster und blieb dort eine Weile stehen. Und dann rückte er ziemlich unvermittelt mit dem heraus, was ich mir ohnehin seit geraumer Zeit gedacht hatte: dass er seine Frau betrüge, viel mehr könne er gar nicht sagen, aber es täte ihm gut, mit jemandem darüber zu reden, jemand *Außenstehendem* wie mir (dabei kann es in einer Angelegenheit wie dieser einen Außenstehenden gar nicht geben). Vielleicht habe ich in diesem Augenblick versäumt, ihm klarzumachen, dass mir sein Problem zwar nicht egal war, ich aber trotzdem keine Lust hatte, es mit ihm zu teilen. Stattdessen schwieg ich und hörte zu.

Warum? Teils weil ich eigenen Gedanken nachhing, teils weil mich die Geschichte in irgendeinem Detail plötzlich berührte. Für einen Moment sah ich in Walter einen in die Jahre gekommenen Versicherungsmakler, der aus welchem Grund auch immer seine Ehe verpfuscht hatte, aber irgendwo da draußen in seinem kleinen Cottage mit einer wildfremden Kathrin oder Miriam oder Vanessa einen ehrlichen Neuanfang suchte, einen Ausweg aus einem persönlichen Dilemma, wie wir es manchmal alle haben. Und ich war in diesem Augenblick bereit, an Walter zu glauben, wenn ich das so pathetisch sagen darf. Zumindest daran, dass das Leben auch für ihn noch Optionen bereithielt: keine wirklich bahnbrechenden vielleicht, aber ehrliche; solche, die ergriffen werden konnten.

Erst nach und nach dämmerte mir, dass Walter an etwas Weitergehendem augenscheinlich gar kein Interesse hatte, dass ein Wochenende im Bett mit einer fremden Frau ihm als Option schon genügte. Aber da war es bereits zu spät für mich, meinen Irrtum wieder zu korrigieren, denn offensichtlich interpretierte Walter die Tatsache, dass ich ihm damals zugehört, ein, zwei Fragen gestellt habe, als Indiz dafür, dass ich ihn verstehen oder dass sein Handeln in meinen Augen Sinn machen könnte. Jedenfalls fühlte er sich prompt ermutigt, mich fortan nach jedem solchen Wochenende in das eine oder andere schmutzige kleine Detail einzuweihen (das war im Übrigen auch die Zeit, in der ich anfang, mit Kala über die Sache zu diskutieren), bis ich mich irgendwann – und das fiel mir weiß Gott nicht leicht, denn ich bin kein sehr direkter Mensch – auffraffte, ihm zu erklären, dass es mir lieber wäre, wenn er seine Geschichten für sich behalten würde, weil sie schließlich nur mit ihm zu tun hätten, mit ihm allein, und ich dafür garantiert der falsche Abnehmer wäre. Womöglich hielt

Walter meine Reaktion für irgendeine komische Art von Respekt vor seinem Privatleben, womöglich fühlte er sich aber auch geschmeichelt und witterte in mir insgeheim einen bedauernswerten Beziehungsromantiker – all das war mir ehrlich gestanden völlig egal. Ich hatte erreicht, was ich erreichen wollte. Seitdem ergeht er sich nur noch in gelegentlichen vagen Andeutungen, die ich nicht weiter kommentiere und mit denen ich gut leben kann.

Kala hat sich in der Zwischenzeit herumgedreht; ihr linker Arm liegt wie ein totes Tier auf meiner Bettdecke. Ich spiele kurz mit der Idee, sie zu wecken und ihr ins Ohr zu flüstern, ob wir uns lieben wollen, aber dann verwerfe ich den Gedanken wieder. Es ist nicht so, dass ich mir nicht vorstellen könnte, jetzt, in diesem Augenblick, Sex zu haben – ich glaube, in dieser Hinsicht unterscheidet sich mein Hormonhaushalt nicht wesentlich von dem des Durchschnittskanadiers. Es ist eher so, dass Kala und ich zurzeit ein wenig nebeneinander herleben. Jeder von uns erledigt seinen Job so gut wie möglich und weiß, dass er sich dabei auf den anderen verlassen kann. Zwischen uns hat sich ein kleiner Kanon an Gewohnheiten eingeschlichen (so etwas wie eine Liste der Dinge, die gemeinhin zu einem harmonischen Familienleben gehören), Gewohnheiten, auf die wir zurückgreifen können und die das Leben im positiven Sinne ein Stück berechenbarer machen (zumindest bilde ich mir das ein). Allerdings reagieren manche Lebensbereiche auf einen derartigen Eingrenzungsversuch sehr empfindlich – zum Beispiel der Sex. Also habe ich mir vorgenommen, ihn aus dem Kanon der Gewohnheiten wieder auszuklammern, auch wenn das – so wie jetzt – mit einem gewissen Verzicht verbunden ist.

Kaum bin ich aus dem Bett, im Gang, sind alle Grübeleien Geschichte. Ich spähe kurz ins Kinderzimmer: Jonathan liegt

auf dem Bauch, den Kopf zur Seite gedreht, als wolle er die Tür im Auge behalten. Sein leicht geöffneter Mund drückt sich aufs Kissen, die Lippen verschoben zu einem einzigen entspannten Der-Welt-entrückt-Sein. Dieses Jahr wird er sechs, und er und ich, wir werden noch eine Menge Spaß zusammen haben. Leise tappe ich nach unten in die Küche, wo die Kaffeemaschine schon auf mich wartet. Die kühle Luft des neuen Morgens streift meine Schultern. Durch das gekippte Fenster höre ich das verschleimte Husten von Ray Vernon, unserem Nachbarn, dann das Rauschen der Toilettenspülung. Und während die Maschine sich schmatzend daranmacht, heißes Wasser nach oben zu saugen, und mit einem brodelnden Gurgeln in den Filter spuckt, stehe ich da, eingehüllt von ihren vertrauten Geräuschen, und träume mit offenen Augen.

Auf einmal muss ich wieder an Walter Buck und seine Optionen denken. Ich gebe zu: Sich darüber zu sehr den Kopf zu zerbrechen, führt zu nichts, vor allem wenn man die Zukunft (etwas, das sich allenfalls anzudeuten scheint, aber eindeutig noch nicht begonnen hat) mit auf die Rechnung nimmt. Es gibt keine Optionsscheine auf künftiges Glück, die man einlöst, wenn die Entwicklung einem gefällt. Die Sache ist ganz einfach: Entweder du riskierst etwas und fällst dabei notfalls auf die Nase oder du lässt die Finger davon. Dazwischen – das ist jedenfalls meine Meinung – existiert wenig, auch wenn wir das alle gerne hätten. Was Walter angeht, glaube ich, dass er gerade dabei ist, seine Optionen verstreichen zu lassen (obwohl er sich natürlich einbildet, das Beste aus seiner Situation herauszuholen). Er ist sich wohl schlichtweg nicht darüber im Klaren, was er will, und das ist für einen Mann in seinem Alter kein gutes Zeichen.

Nicht dass ich mich in diesem Punkt so viel besser fühle. Aber ich glaube, wenn man die Richtung, die das Leben ein-

schlägt, nicht mehr selbst bestimmt, sollte man wenigstens Augen und Ohren offenhalten für Signale von außen und davon bekommt Walter schließlich eine ganze Menge (und sei es nur, dass ihm seine Wochenenden in Port Dover verdammt viel Spaß machen). So hast du die Chance, nach und nach einige entschiedene Argumente für das zu sammeln, was du gerade tust, und irgendwann die Konsequenzen zu ziehen (das meine ich, wenn ich davon spreche, eine Option zu ergreifen). Der Rest ergibt sich dann oft von ganz allein. Es kommt ohnehin nicht so sehr darauf an, was passiert, sondern wie man mit dem, was passiert, zurechtkommt. Ich gieße mir eine Tasse Kaffee ein und trinke ihn schwarz. Dann gehe ich nach oben ins Bad, um mich fertig zu machen.